

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 2

Artikel: Unser Lebensraum ist die Welt
Autor: Wild, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163632>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KURT WILD

Unser Lebensraum ist die Welt

Vom Export leben alle

Noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war die Schweiz ein Auswanderungsland. Ihre Wirtschaftsbasis war zu schmal, um die gesamte erwerbsfähige Bevölkerung zu beschäftigen und ihr Verdienst zu bieten. Viele Leute mussten auswandern und in andern Ländern Arbeit annehmen. Dies änderte sich erst, als es im Laufe der Industrialisierung mehr und mehr gelang, mit schweizerischen Erzeugnissen auf ausländischen Märkten Fuss zu fassen und so unseren durch ungünstige Naturbedingungen eingeengten Wirtschafts- und Lebensraum weit über die Landesgrenzen hinaus zu erweitern. Der Mangel an Bodenschätzen und Rohstoffen zwang uns, mit unserer Arbeitsleistung sozusagen auf Eroberung auszugehen. Der Export von Gütern und Diensten wurde zum wirtschaftlichen Schicksal der Schweiz. Das ist heute nicht anders als damals. Ohne das jetzige hochentwickelte Auslandsgeschäft unserer Wirtschaft besässe kaum die Hälfte der ständigen Wohnbevölkerung ausreichende Existenzbedingungen. André Siegfried hat diesen Sachverhalt treffend mit der Feststellung umschrieben, dass die Schweiz nur noch ein kleines Bergland mit mittelmässigem Lebensniveau wäre, wenn man sie ihrer aussenwirtschaftlichen Akitvität beraubte¹.

In der Tat besteht für unser Land ein eigentlicher Zwang zur Exportorientierung und Weltoffenheit, sozusagen als natürliche Folge der Kleinheit unseres Binnenmarktes, der nur ungenügende industrielle Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Unsere Industrie muss weit über den Inlandbedarf hinaus produzieren, damit sie in der Lage ist, rationell zu arbeiten, ihren Forschungs- und Entwicklungsaufwand zu finanzieren und im weltweiten Innovationswettbewerb ihren hohen technischen Standard zu behaupten. Ohne weitgehende Ausfuhrmöglichkeiten hätten sich viele Branchen überhaupt nie entwickeln können. Die Lebensfähigkeit einer grossen Zahl von Firmen wäre mit andern Worten im höchsten Grade gefährdet, wenn ihr Entfaltungsraum im Ausland ernsthaft beeinträchtigt würde.

Man braucht dabei nicht nur an Erzeugnisse wie grosse Schiffsdieselmotoren zu denken, die zu 100 % für den Export hergestellt werden und

bei denen das Binnenland Schweiz bemerkenswerterweise eine Spitzenposition einnimmt. Beinahe ihre gesamte Produktion, nämlich 95 bis 97 %, verkauft auch die Uhrenindustrie auf ausländischen Märkten. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Textilmaschinen und den Stickereien, von denen je 95 % exportiert werden. Zwischen 90 und 95 % liegt der auf die Ausfuhr entfallende Produktionsanteil bei den Pharmazeutika, Farbstoffen und Riechstoffen sowie bei 80 % im Mittel aller Chemieerzeugnisse. In etwa den gleichen Grössenordnungen bewegen sich die Exportquoten verschiedener Zweige der Maschinenindustrie. Während diese als Ganzes rund 65 bis 70 % ihrer Erzeugung ins Ausland liefert, beträgt der entsprechende Anteil zum Beispiel bei den graphischen Maschinen (neben den schon erwähnten Textilmaschinen) über 90 %, bei den Kraftwerk-ausrüstungen rund 90 %, bei den Werkzeugmaschinen und den Büromaschinen je 80 %. Dass diese hohe Exportintensität nicht etwa nur ein Merkmal grosser Unternehmungen ist, zeigt das Beispiel der Verpackungsmaschinen, wo auch bei kleineren Firmen rund 80 % der Produktion auf den Auslandabsatz entfallen. Daneben gibt es auch in vorwiegend inlandorientierten konsumnahen Branchen wie zum Beispiel der Nahrungsmittelindustrie Produktgruppen, von denen ein grösserer Teil im Ausland als in der Schweiz selber abgesetzt wird, so etwa bei Schmelzkäse/konsumfertigem Fondue sowie bei Suppen, Saucen, Würzmitteln, wo die Ausfuhrquote nahezu drei Fünftel ausmacht.

An der gesamten Produktionsleistung der schweizerischen Wirtschaft ist der Güterexport direkt mit rund einem Viertel beteiligt (1978: 27 %). Wird der Export von Dienstleistungen (Fremdenverkehr, Privatversicherung, Transithandel, Transporte, Kapitalerträge im Ausland, Lizenzgebühren usw.) miteingerechnet, so repräsentiert die Gesamtausfuhr *direkt* rund einen Drittel des schweizerischen Bruttosozialprodukts, d. h. des Gesamtwerts unserer Güter- und Dienstleistungsproduktion. Grob gesagt, verdient unsere Wirtschaft jeden vierten Franken *direkt* mit dem Warenexport oder jeden dritten Franken *direkt* aus ihrem gesamten Auslandsgeschäft (Waren- und Dienstleistungsexport). Daraus zu folgern, das wirtschaftliche Wohlergehen der Schweiz sei demnach doch nicht in so hohem Masse exportabhängig, wie man es gewöhnlich behauptete, wäre falsch und käme einer Selbsttäuschung gleich.

Denn faktisch leistet die Exportwirtschaft einen weit grösseren Beitrag zum Bruttosozialprodukt, als es diese Verhältniszahlen annehmen lassen. Die Rechnung wäre unvollständig, wenn nicht auch die exportbedingten Inlandinvestitionen und der exportbedingte Inlandkonsum (aus dem Einkommen der im Export tätigen Personen und den Käufen der Unternehmungen) miteinbezogen würden. Von der aussenwirtschaftlichen Tätig-

keit gehen nach diesen Richtungen multiplikative Wirkungen aus, so dass damit ein zusätzlicher indirekter Beitrag an die gesamtwirtschaftliche Produktionsleistung erbracht wird. Andererseits sind die importierten Vorleistungen, d. h. die für die Exportgütererzeugung benötigten Rohstoff- und Halbfabrikateinfuhren in Abzug zu bringen, um den Netto-Beitrag der Auslandsaktivitäten unserer Wirtschaft an das Sozialprodukt ermitteln zu können. Über alle diese Faktoren sind schon verschiedentlich Berechnungen angestellt worden. Gestützt darauf darf gefolgert werden, dass die Exportwirtschaft im Endergebnis direkt und indirekt mit annähernd der Hälfte am Gesamtwert unserer Güter- und Dienstleistungsproduktion beteiligt ist und dass mit andern Worten gesamthaft jeder zweite Franken aus dem Export fließt².

Die Wirtschaft eine Einheit

Diese Zusammenhänge lassen den hohen Verflechtungsgrad innerhalb der schweizerischen Wirtschaft deutlich werden. Was an Auslandsaufträgen und Exporterlösen aus Güterlieferungen und Dienstleistungen ins Land gebracht wird, kommt nicht nur den exportierenden Unternehmungen selber zugute, sondern wirkt sich direkt oder indirekt auch auf alle andern Teile der Wirtschaft befruchtend aus, sei es durch Investitions- oder Zulieferungsaufträge an inländische Firmen, sei es durch Güterkäufe oder Inanspruchnahme von Dienstleistungen im Inland. Diese ausgeprägte und festgefügte Kohäsion lässt denn auch die oft künstlich konstruierte Aufteilung des Ganzen in *Exportwirtschaft* und *Binnenwirtschaft* als unzweckmässig und damit als müssig erscheinen. Dass die Schweiz ein hochentwickeltes Exportland mit einer überdurchschnittlich qualifizierten Veredelungsindustrie ist, tut dieser Feststellung keinen Abbruch. Hinter der Tatsache, dass der Durchschnittswert einer Tonne exportierter schweizerischer Erzeugnisse das Sieben- bis Achtfache desjenigen einer Tonne Importware beträgt, steht nicht allein die Arbeitsleistung der sogenannten Exportindustrie selber, denn diese stellt nur die letzte Stufe dar in einem Veredelungsprozess, zu dem auch in grosser Zahl Zulieferindustrien, Dienstleistungszweige sowie für die Infrastruktur besorgte Wirtschaftsteile ihren Beitrag leisten. Unsere hochgradig exportorientierte Wirtschaft ist mit andern Worten eine Einheit, sozusagen ein feinabgestimmtes Räderwerk, bei dem alle Teile ineinandergreifen und sich gegenseitig bedingen³.

Dies ist nicht nur gegenüber dem künstlich konstruierten, faktisch aber nicht existierenden Dualismus von Exportwirtschaft und Binnenwirtschaft festzustellen. Ein solcher besteht auch nicht zwischen «*Werkplatz Schweiz*»

(Industrie) und «*Finanzplatz Schweiz*» (Banken), wenn auch gelegentlich fälschlicherweise das Gegenteil behauptet wird. Die Behauptung, der «Werkplatz» werde durch den «Finanzplatz» zurückgedrängt und geschwächt, findet in den ökonomischen Realitäten keine Stütze. Die Struktur der schweizerischen Ertragsbilanz zeigt jedenfalls keine solche Verlagerung an, im Gegenteil: Die Einnahmen der schweizerischen Volkswirtschaft aus dem Güterexport sind in den letzten Jahren und auch im Vergleich zur unmittelbaren Vorrezessionszeit stärker gestiegen als diejenigen aus Dienstleistungsverkäufen an das Ausland und insbesondere auch stärker als die Einnahmen aus den hauptsächlich das Bankgewerbe betreffenden Kapitalerträgen im Ausland. Zwischen 1973 und 1978 erhöhten sich die Dienstleistungseinnahmen aus dem Auslandverkehr um knapp 14 %, die Einnahmen aus Auslandskapitalerträgen um 29 %, jene aus dem Warenexport aber um 39 %. Der Anteil der Güterausfuhr an den gesamten Ertragsbilanzeinnahmen stieg dementsprechend von 64,4 % im Mittel der Jahre 1971 bis 1974 auf 65,9 % im Durchschnitt der Periode 1975 bis 1978.

Gerade bei der Exportfinanzierung erweist sich ein gutausgebautes leistungsfähiges und seinerseits eng mit dem Ausland verbundenes Bankensystem, das günstige Kreditbedingungen zu bieten vermag, als ein sehr realer Wettbewerbsvorteil, weil nur ein solches den Finanzierungsbedürfnissen der Industrie den nötigen Rückhalt geben kann⁴. Andererseits haben die Banken selbstverständlich ein Interesse daran, dass sich die Industrieunternehmen gut entwickeln und einen soliden Boden unter den Füßen haben, da nur gesunde Firmen für die Bonität der zugestandenen Kredite bürgen. Industrie und Banken stehen sich denn auch keinesfalls in einer Feindhaltung als wirtschaftliche Antipoden gegenüber, wie gelegentlich der Eindruck erweckt wird; sie haben vielmehr gemeinsame Interessen und Ziele, die dazu führen, dass sie sozusagen in einer Art Symbiose leben, d. h. im Grunde eine wirtschaftliche Lebensgemeinschaft bilden, bei der jeder Teil auf den andern angewiesen ist⁵. Alle Versuche, «Werkplatz» und «Finanzplatz» gegeneinander auszuspielen, müssen an diesen natürlichen ökonomischen Gegebenheiten scheitern.

Die gleiche Schicksalsverbundenheit zeigt sich aber auch zwischen «*Kleinen*» und «*Grossen*» in der Industrie. Die Annahme, dass im Exportgeschäft nur Grossfirmen tätig seien und die mittleren und kleineren Industrieunternehmen ausschliesslich für den Binnenmarkt produzieren würden, ist ebenso falsch wie die Behauptung, Rezession und Währungsturbulenzen seien an den Grossunternehmen spurlos vorbeigegangen, so dass sich diese zum Nachteil der Klein- und Mittelunternehmen hätten breitmachen können. Dies ist eine völlig schiefe Optik, die den

wahren Sachverhalt arg verzerrt. Nichts berechtigt anzunehmen, die kleinen Fabrikationsbetriebe würden immer stärker zurückgedrängt und eliminiert. Man kennt genug Fälle, wo Grossfirmen in die roten Zahlen geraten sind und Mühe haben, heil über die Runden zu kommen, wie umgekehrt auch solche, wo kleine oder mittlere Firmen dank grösserer Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit sowie spezifischer technischer Eigenleistungen in der Lage sind, den Schwierigkeiten zu trotzen und ihre Marktpositionen zu behaupten. Alle Erfahrungen zeigen, dass die Leistungsfähigkeit nicht grössenabhängig, d. h. nicht eine Funktion der Unternehmungsgrösse ist.

Die Schweiz verfügt über eine breite Palette leistungsstarker Klein- und Mittelbetriebe, die mit ihrem Know-how und ihren hochwertigen Spezialerzeugnissen international weit vorn stehen und auch gute Zukunftschancen besitzen. Diese Firmen tragen in grosser Zahl wesentlich zum schweizerischen Exportgeschäft bei, sei es durch Direktlieferungen an ausländische Kunden, sei es durch Ausführung von Zulieferaufträgen, die Grossfirmen unzähligen mittleren und kleinen inländischen Betrieben in respektablem Umfang zu erteilen pflegen. Die Gleichläufigkeit der Interessen von «Kleinen» und «Grossen» ist offenkundig. Man übertreibt nicht, wenn man feststellt, dass alle sozusagen im gleichen Boot sitzen.

Schweizerische Auslandsstützpunkte

Folgt man der These, dass der Export eine vitale Existenzbedingung der schweizerischen Volkswirtschaft ist, so liegt auf den ersten Blick vielleicht die Frage nahe, ob wir mit der Gründung von Tochtergesellschaften im Ausland und der Errichtung ausländischer Produktionsstätten nicht die Produktions- und Beschäftigungsmöglichkeiten im eigenen Land beeinträchtigen und uns so selber wirtschaftlichen Schaden zufügen. Solchen und ähnlichen Gedankengängen begegnet man in der öffentlichen Diskussion nicht selten, wenn schweizerische Firmen derartige Auslandsinvestitionen vornehmen. Dann ist bald einmal das Schlagwort von der «Produktionsverlagerung ins Ausland» und von der «Auswanderung der Industrie» zur Stelle. Eine solche Betrachtungsweise ist jedoch allzu simplifizierend. In Wirklichkeit bestätigen sich die gehegten Befürchtungen nicht, obgleich die Schweiz eine der multinational aktivsten Volkswirtschaften besitzt. Unter den Mitgliedstaaten der OECD nimmt sie gemäss UNO-Angaben nach den Vereinigten Staaten, Grossbritannien, der Bundesrepublik Deutschland und Japan bezüglich der Direktinvestitionen im Ausland (Kapitalbeteiligung an ausländischen Tochter- und Konzerngesellschaften) den fünften Platz ein⁶. Der Bestand der schweizerischen

Direktinvestitionen in andern Ländern wird mit rund 44 Mrd. Franken (Ende 1978) bewertet⁷.

Die darin zum Ausdruck gelangende Multinationalität grosser Teile unserer Wirtschaft hat eine lange Entwicklung hinter sich. Viele Industrieunternehmungen wurden schon vor vielen Jahrzehnten, einzelne sogar bereits Ende des letzten Jahrhunderts durch die harten wirtschaftlichen Realitäten gezwungen, mit eigenen Betrieben im Ausland Fuss zu fassen. Wie bei der Exporttätigkeit selber war auch hier das Bestreben nach Sicherung eines über die Landesgrenzen hinausgehenden Lebensraumes die eigentliche Triebfeder. Zollmauern und andere Handelshindernisse konnten oft nur auf diese Weise übersprungen und damit Marktpositionen gerettet werden, die sonst unweigerlich verlorengegangen wären. Begünstigt wurde die Gründung von Niederlassungen oder Tochtergesellschaften im Ausland ausserdem durch das Bedürfnis, näher an die Rohstoffe heranzurücken, Transportkosten einzusparen und zur Verbesserung der Verkaufsorganisation Servicestellen einzurichten. Dass dabei in manchen Fällen auch niedrigere Arbeitskosten als Standortvorteile eine Rolle spielten, versteht sich ebenso wie die Tatsache, dass in der Zeit der Hoch- und Überkonjunktur die Austrocknung des schweizerischen Arbeitsmarktes in der gleichen Richtung wirkte. Vor wenigen Jahren noch war unserer Industrie empfohlen worden, im Inland nicht mehr weiter zu expandieren, sondern allenfalls notwendig werdende Kapazitätserweiterungen jenseits unserer Landesgrenzen in Regionen mit unausgeschöpftem Arbeitskräfte-reservoir vorzunehmen, um der «Überfremdung» und «Überindustrialisierung» zu wehren.

Multis als Beschäftigungsstützen

Bei dieser ganzen Entwicklung der multinationalen Tätigkeiten ist aber zu beachten, dass die schweizerische Industrie im allgemeinen keine bestehenden Produktionskapazitäten (durch Schliessung oder Reduzierung inländischer Werke) ins Ausland verlagert. Solche Verschiebungen kommen nur in vereinzelt Ausnahmefällen vor. Hingegen werden bei Neu- und Erweiterungsinvestitionen aus harten wirtschaftlichen Sachzwängen heraus (Verlust von Standortvorteilen, geringe Wachstumschancen im Inland, Personalknappheit auf dem schweizerischen Arbeitsmarkt usw.) gegebenenfalls ausländische Standorte vorgezogen. Hinter allen diesen Vorgängen steht immer die Sorge um die Erhaltung der Absatzmärkte. Oft ist die Multinationalisierung der Produktionstätigkeit der einzige Ausweg zur Behauptung von Marktpositionen und damit auch zur Stär-

kung der Stellung der Mutterfirma selber. Ausländische Niederlassungen und Tochterunternehmungen sind in vielen Fällen auf Zulieferungen qualitativ und arbeitsmässig besonders hochwertiger Erzeugnisse aus dem schweizerischen Stammhaus angewiesen, wodurch qualifizierte Arbeitsplätze in der Schweiz erhalten bleiben. Als Beispiele seien hier u. a. pharmazeutische Spezialitäten und Wirksubstanzen genannt, aber auch Spezialmaschinen und Spezialteile, die bei der Herstellung von Maschinen und Anlagen im Ausland benötigt werden. Illustrativ für diese Zusammenhänge ist die Tatsache, dass zum Beispiel in der chemischen Industrie der grösste Teil der Ausfuhren nicht auf Direktexporte an ausländische Kunden entfällt, sondern aus Lieferungen schweizerischer Stammhäuser an ihre ausländischen Tochtergesellschaften besteht; bei den grossen Chemiefirmen machen diese rund zwei Drittel ihres Exportes aus.

Der Aufbau von Betrieben in andern Ländern hat, entgegen manchen Behauptungen, nicht nur keine Schmälerung der schweizerischen Produktion verursacht, sondern diese direkt und indirekt sogar gefördert und stimuliert. Ganz besonders deutlich hat sich dies in der vergangenen Rezession gezeigt, wo es gerade dank der Multinationalität an manchen Orten möglich wurde, den Ausfall inländischer Aufträge durch Exportbestellungen zu kompensieren oder Aufträge aus andern Ländern hereinzubringen, wenn Märkte wechselkursbedingt vorübergehend verloren gingen. Die multinationale Ausrichtung einer grossen Zahl schweizerischer Unternehmungen dient mit andern Worten über weiteste Strecken der Beschäftigungssicherung. Eindrücklich ist das Beispiel von BBC Brown Boveri, wo in den letzten fünf Jahren auf je zwei Arbeitsplätze, die die Firma ausserhalb der westlichen Industriestaaten geschaffen hat, ein zusätzlicher Arbeitsplatz in der Schweiz kam. Daneben helfen die ausländischen Tochtergesellschaften mit, Forschungs- und andere Kosten des Stammhauses mitzutragen. Auch in Fällen, wo Komponentenzulieferungen aus der Schweiz nicht mehr möglich sind, hat die Mutterfirma dank ihren ausländischen Filialen wenigstens noch die Möglichkeit von Lizenzeinnahmen als Beitrag zur Deckung der hohen Forschungs- und Entwicklungsaufwendungen, was ebenfalls der Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der in der Schweiz hergestellten Erzeugnisse dient.

Die Multinationalität ist zu einer fundamentalen Lebensbedingung einer grossen Zahl schweizerischer Unternehmungen geworden. Dies gilt indessen nicht nur für die direkt multinational tätigen Firmen. Zwar sind die positiven Wirkungen des international gut ausgebauten Netzes von Fertigungs- und Verkaufsbetrieben auf die schweizerischen Stammhäuser am augenfälligsten, aber nichtsdestoweniger ziehen daraus unzählige weitere Firmen indirekt ebenfalls reichen und vielfältigen Nutzen. Die Tätigkeit

der international engagierten, d. h. über Auslandsstützpunkte verfügenden Firmen schlägt bei den vielen Unterlieferanten von Rohstoffen, Hilfsmaterialien, Zwischenprodukten und Bestandteilen ebenso zu Buch wie bei Handels- und Speditionsfirmen, Baugewerbe und Banken. BBC Brown Boveri zum Beispiel hat im Jahre 1978 für Rohstoffe, Halbfabrikate und Komponenten für industrielle Produkte sowie für Werkzeugmaschinen und Dienstleistungen für Investitionen insgesamt Aufträge für fast 900 Mio. Franken an 4000 bis 4500 Lieferanten in der Schweiz vergeben. In ähnlicher Weise befruchten auch die andern grossen Multis mit ihren Auftragsvergebungen die Tätigkeit ungezählter Mittel- und Kleinunternehmungen aller Regionen. Unsere grossen multinationalen Industrieunternehmungen beschäftigen rund einen Zehntel aller unselbständig Erwerbenden der Schweiz, also vielleicht etwa 250 000 Personen, aber mindestens ebenso gross ist die Zahl derjenigen, die in kleineren und mittleren Firmen und öffentlichen Diensten dank den Aktivitäten von multinationalen Unternehmungen ihren Arbeitsplatz und Verdienst finden.

Multinationalität – ein schweizerischer Trumpf

Dass die grossen schweizerischen Industriegesellschaften in ausländischen Werken wesentlich mehr Leute in ihren Diensten haben als in der Schweiz selber, hängt mit den andern Grössenordnungen der betreffenden Länder und Absatzmärkte zusammen, steht jedoch in keinerlei Kontrast zu unseren eigenen beschäftigungspolitischen Bedürfnissen. Niemand kann ja im Ernst auf den Gedanken kommen, dass die Auslandproduktion schweizerischer Unternehmungen ganz oder grossenteils in unser Land verlegt werden könnte oder sollte. Solches wäre weder möglich noch erwünscht. Erstens stünden einem derartigen Unterfangen arbeitsmarktpolitische Hindernisse entgegen, es sei denn, wir holten zusätzlich eine halbe Million oder mehr ausländische Arbeitskräfte herein; zweitens gingen alle die Standortvorteile, die zur Schaffung ausländischer Tochterunternehmungen geführt haben, gleichermassen verloren wie der allgemeine Nutzen, der unserem Land dadurch zufällt, dass überhaupt nur diese multinationale Aktivität erlaubt, die industrielle Tätigkeit in der Schweiz gesamthaft quantitativ aufrechtzuerhalten und qualitativ sogar zu heben.

Unser Export ist in hohem Masse auf die Existenz von Auslandsstützpunkten multinationaler Unternehmungen angewiesen, heute, im Zeichen der allgemeinen Integrationsbestrebungen und internationalen Grossraummärkte, noch mehr als früher. Was wäre unsere aussenhandelsorientierte,

mit der Weltwirtschaft eng verflochtene Wirtschaft ohne Multinationalismus? Eine Antwort darauf hat Prof. Jürg Niehans aufgrund einer einlässlichen Studie zu geben versucht: «Mit der Unterdrückung des Multinationalismus würde die überwiegende Mehrheit der grösseren schweizerischen Unternehmungen wahrscheinlich auf eine relativ geringe Grösse reduziert oder ganz verschwinden. Die Tatsache, dass es heute in der Schweiz nicht eine einzige grosse Exportunternehmung ohne ausländische Operationen gibt, legt den Schluss nahe, dass eine solche Firma im Daseinskampf nicht lebensfähig wäre⁸.»

Trifft diese Schlussfolgerung zu, so heisst dies umgekehrt und folgerichtig auch, dass Multinationalismus nicht nur das Lebensfundament von Grosskonzernen, sondern entsprechend den bestehenden Interdependenzen innerhalb unserer Volkswirtschaft indirekt auch eine Existenzbasis Tausender von Zulieferanten und ungezählter mittlerer und kleinerer Unternehmungen ist. Im Lichte dieser Tatsachen kann die Behauptung, mit dem unaufhaltsamen Prozess der wirtschaftlichen Internationalisierung vertiefe sich logischerweise der Graben zwischen den ganz grossen international tätigen Konzernen und der Masse der kleinen Firmen, nicht zum vollen Nennwert genommen werden.

Beizufügen ist hier übrigens, dass Multinationalität sich nicht ausschliesslich auf Grosskonzerne beschränkt. Den Schritt zur Errichtung von Auslandsbetrieben haben auch nicht wenige mittlere und kleinere Industrieunternehmungen getan. Eine vom Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins bei rund 500 Fabrikationsunternehmungen mit 20 bis 300 Beschäftigten durchgeführte Umfrage hat ergeben, dass mehr als 10 % der Firmen eine Tochtergesellschaft im Ausland haben, also multinational tätig sind⁹. Insgesamt beschäftigen die betreffenden Firmen dort mehr Leute als in der schweizerischen Mutterfirma, was allerdings verständlich ist, da ein grosser ausländischer Markt neben den Risiken, die er einschliesst, auch wesentlich grössere Möglichkeiten bietet.

Mit dieser tiefen und breiten Verankerung im Auslandsgeschäft partizipiert die Schweiz in hohem Masse an der internationalen Arbeitsteilung. Wir befolgen in ausgeprägter Weise die Regel, dass ein Gut dort produziert werden soll, wo die geeignetsten Bedingungen dafür bestehen. In dieser Beziehung erfüllt auch die Internationalisierung der Produktion einer grossen Zahl schweizerischer Unternehmungen eine elementare Funktion. Mit der Führung ausländischer Tochterbetriebe, die sich auf die Fertigung einfacherer Erzeugnisse konzentrieren, wird, entsprechend den naturgegebenen Standortbedingungen und entsprechend den Stärken der schweizerischen Wirtschaft, die interne Strukturanpassung in Richtung hochwertiger, know-how-intensiver und anspruchsvoller Erzeugnisse begünstigt.

In diesem Bereich liegen erfahrungsgemäss die besten Chancen unserer Exporttätigkeit wie überhaupt des wirtschaftlichen Wohlergehens unseres Landes. Je besser es gelingt, die inländische Produktion immer wieder auf derartige hochqualifizierte Spezialitäten auszurichten, desto günstiger stehen die Aussichten für die Erzielung eines optimalen wirtschaftlichen Nutzens unserer Aussenhandelsaktivitäten, zumal die Exportbranchen sich auch durch überdurchschnittliche Produktivitätsfortschritte auszeichnen pflegen. Das hohe Wohlstandsniveau der Schweiz hängt eng mit dieser hochproduktiven industriellen Tätigkeit zusammen. Dabei ist es klar, dass auch diese nutzbringende Spezialisierung ihre natürlichen Grenzen findet und nicht so weit getrieben werden kann, dass sie letztlich nur noch in der Lieferung von Blaupausen verschiedenster Konstruktionspläne, Modelle und technischer Anleitungen bestünde. Forschung und Entwicklung bedingen, um erfolgreich zu sein, die Produktion in ihrer Nähe¹⁰. Für den Industriestandort Schweiz wirkt sich dieses Erfordernis somit als Pluspunkt aus, weil es einer Verlagerung inländischer Produktionen ins Ausland entgegensteht.

Verstärkte Exportlastigkeit

Wie erwähnt, behaupten einzelne Kreise oft, der Aufbau von Produktionsstätten im Ausland schmälere die inländischen Beschäftigungsmöglichkeiten und vernichte Arbeitsplätze im eigenen Land. Träfe diese Behauptung zu, so hätten die schweizerischen Güterexporte im Laufe der Zeit schwer beeinträchtigt werden müssen. In Wirklichkeit ist das Gegenteil eingetreten. Wie alle Statistiken belegen, haben unsere Ausfuhren trotz oder vielleicht gerade dank der Aufnahme bzw. Erweiterung der Auslandsproduktion schweizerischer Unternehmungen ständig zugenommen. Mit Ausnahme von 1958 und 1975 wiesen alle der letzten dreissig Jahre reale Exportsteigerungen aus.

Gegenüber dem Stand unmittelbar vor der Rezession hat sich die Exportlastigkeit der schweizerischen Industrie sogar noch akzentuiert, indem der Anteil der Warenausfuhr am Bruttosozialprodukt gestiegen ist. Gewiss hängt dies indirekt auch damit zusammen, dass gleichzeitig binnenwirtschaftliche Sektoren wie insbesondere die Bauwirtschaft einen Schrumpfungsprozess durchgemacht haben. Aber entscheidend war doch das Wachstum des Exportes selber, das von einer Diversifikation der Güterlieferungen sowohl in geographischer als auch in warenmässiger Beziehung begleitet war. Auf den sogenannten «Neuen Märkten» haben schweizerische Unternehmungen mit Erfolg Fuss gefasst oder bereits vorhandene

Positionen ausbauen können. Ausserdem sind bisher vorwiegend auf den Binnenmarkt ausgerichtete Firmen auf Auslandsmärkte ausgewichen, um verlorengegangene inländische Absatzmöglichkeiten wettzumachen. Aus allen diesen Gründen ist die Exportabhängigkeit der schweizerischen Wirtschaft grösser geworden, wobei allerdings 1978 wieder eine leicht rückläufige Bewegung eingesetzt hat.

Unabhängigkeit dank Risikoverteilung

Kann angesichts dieser Sachlage von einem die Unabhängigkeit und Souveränität unseres Landes gefährdenden Abhängigkeitsgrad gesprochen werden, und soll man daraus folgern, dass die Exportintensität unserer Wirtschaft vermindert und die wirtschaftliche Aktivität mehr auf den Binnenmarkt ausgerichtet werden sollte? Ein solcher Rückzug auf den eigenen engen Wirtschaftsraum wäre kein gangbarer Ausweg, da die Schweiz entsprechend ihren naturgegebenen Standort- und Wirtschaftsbedingungen (Rohstoffarmut, Kleinheit des Binnenmarktes usw.) gar nicht anders kann, als mit dem Ausland einen intensiven und vielfältigen Güter- und Dienstleistungsaustausch zu pflegen, wenn sie wirtschaftlich nicht auf das Niveau eines Entwicklungslandes absinken will. Es bleibt uns gar keine andere Wahl. Der Export ist, mit einem Wort gesagt, unser Schicksal.

Damit stehen wir aber nicht allein. Zwar mag der Grad unserer Verflechtung mit der Weltwirtschaft als besonders ausgeprägt erscheinen, doch nehmen wir damit keine Spitzenposition ein. Manche andere Länder haben eine Exportorientierung von ähnlicher Grössenordnung, und noch viel höher ist sie in Belgien und den Niederlanden, also in Staaten mit ebenfalls ausgesprochen kleinem Binnenmarkt, während sich umgekehrt grossräumige Länder mit entsprechend ausgedehntem Binnenmarkt wie z. B. die USA mit einer verhältnismässig geringen Exportquote begnügen können.

Die gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit der einzelnen Länder (Industriestaaten, Erdölproduzenten, Entwicklungsländer) hat ganz allgemein zugenommen. Die Verzahnung der Weltwirtschaft ist, mit andern Worten, enger geworden. Dass auch die Schweiz in diesen Prozess integriert ist, liegt auf der Hand. Sie hat aber von jeher ihre Aussenwirtschaftspolitik auf die Pflege möglichst zahlreicher und vielfältiger wechselseitiger Beziehungen ausgerichtet, um nicht in eine einseitige Abhängigkeit zu geraten und nachteilige Rückwirkungen der hochgradigen wirtschaftlichen Auslandsverflechtung auf ihre Unabhängigkeit zu neutralisieren. Eine ihrer tragenden Maximen ist daher die Universalität der Aussenwirtschafts-

beziehungen. Dadurch kann das Risiko, das die exponierte Stellung der Schweiz als Export- und Importland in sich birgt, gemildert und zugleich die Bewegungsfreiheit für die Führung unserer Neutralitätspolitik gesichert werden¹¹. Auf dieser Linie einer Politik der Risikoverteilung liegt auch die geographische Diversifikation der multinational tätigen schweizerischen Unternehmungen, die je nach Umständen sowohl im Export als auch bei der Rohstoff- und Güterbeschaffung nutzbringende Ausweichmöglichkeiten bieten können. In den grösseren Zusammenhängen gesehen, stellen diese internationalen Aktivitäten deshalb ebenfalls einen die Versorgung des Landes und die Wahrung unserer Unabhängigkeit begünstigenden Faktor dar.

Freihandel als Erfolgsrezept

Die traditionell liberale und weltoffene Aussenwirtschaftspolitik hat ein grosses Verdienst daran, dass unsere Wirtschaft überhaupt in die Lage kommt, ihre Trümpfe auf den internationalen Märkten erfolgreich auszuspielen. Als Land, das grosse Teile seiner Fertigung im Ausland absetzen muss, ist die Schweiz am freien Zugang zu den Weltmärkten und an der Offenhaltung der Absatzmärkte ganz besonders interessiert. Am Freihandel muss uns um so mehr gelegen sein, als unsere Exportgüter im allgemeinen einen höherwertigen Charakter haben und mehr Arbeit beinhalten als die Importgüter. Im Jahre 1978 stellte sich der Durchschnittswert einer Tonne exportierter schweizerischer Erzeugnisse auf 9700 Franken, derjenige einer Tonne Importware aber nur auf 1300 Franken. Man erkennt an diesen Proportionen in eindrucklicher Weise, dass wir mit einer protektionistischen Politik ungleich mehr zu verlieren als zu gewinnen hätten.

Es wäre ein fataler Trugschluss zu meinen, mit dem Mittel des Handels- oder Währungsprotektionismus könnten Strukturanpassungen verhindert und Arbeitsplätze auf die Dauer gesichert werden. Ausländische Gegenmassnahmen würden diese Illusion jäh und brutal zunichte machen. Die unausweichliche Folge wäre, dass unserem Export der Zugang zu Absatzmärkten stark erschwert oder in einzelnen Fällen und für bestimmte Produkte sogar ganz verbaut würde. Dass derartige Eingriffe in den Freihandel erst noch im Namen einer Politik der Beschäftigungssicherung verlangt werden, ist etwa gleich absurd und widersprüchlich wie die sich gegenseitig ausschliessenden Forderungen linker Kreise nach Erhaltung der Vollbeschäftigung einerseits und nach ständig neuen Bevormundungen und Belastungen der Unternehmungen andererseits. Auch die von linken Ent-

wicklungshilfe-Ideologen systematisch betriebenen Diffamierungs- und Verhetzungskampagnen gegen die Multis laufen in der gleichen Richtung. Da wie dort wird am Ast gesägt, auf dem der Wohlstand des Landes wächst.

Unser hohes Wohlstandsniveau läuft Gefahr, rasch und spürbar abzusinken, wenn dem Export und den weltweiten multinationalen Aktivitäten schweizerischer Gesellschaften durch administrative Auflagen, fiskalische und andere Belastungen sowie Staatsinterventionen aller Art immer mehr und grössere, die Wettbewerbsfähigkeit und Aktionsfreiheit beeinträchtigende Hindernisse in den Weg gelegt werden. Der Auftrag an die Politik ist daher klar und eindeutig: Den Unternehmungen müssen im nationalen wie im internationalen Rahmen die grösstmögliche Bewegungsfreiheit und der grösstmögliche Entfaltungsraum erhalten bleiben. Nur so können unsere ergiebigsten Wohlstandsquellen vor ihrer Zuschüttung bewahrt werden. Unsere Wirtschaft ist unter dem Regime des Freihandels gross geworden. In diesem Erfolgsrezept liegen auch ihre Zukunftschancen.

¹ André Siegfried: «La Suisse démocratie-témoin», Neuchâtel 1948. – ² Schweizerische Bankgesellschaft: «Was bedeutet die Exportwirtschaft für die Schweiz?», Wirtschaftsnotizen, April 1975. – ³ Louis von Planta: «Die schweizerische Wirtschaft in der Bewährungsprobe», Schriftenreihe des Vororts, Nr. 2, Dezember 1975. – ⁴ Gerhard Winterberger: «Die Zusammenarbeit von Staat und Privatwirtschaft bei der Exportförderung», Schriftenreihe des Vororts, Nr. 3, April 1976, sowie vom gleichen Autor: «Die Schweiz im internationalen Wettbewerb», Schriftenreihe des Vororts, Nr. 13, April 1978. – ⁵ Piero Hummel: «Die Schweiz als Industriestandort», Schriftenreihe des Vororts, Nr. 19, Oktober 1979. – ⁶ UNO-Studie «Transnational Corporations in World Development. A Re-Examination», New

York 1978. – ⁷ Schweizerische Bankgesellschaft: «Die Schweiz in Zahlen», Ausgabe 1979. – ⁸ Jürg Niehans: «Die Bedeutung multinationaler Unternehmungen für ein kleines Mutterland: Das Beispiel der Schweiz», Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, Heft 4, 1977. – ⁹ Enquête des Vororts betreffend mittlere und kleinere Fabrikationsunternehmungen (PME), Nr. 1, Juli 1975 – ¹⁰ Expertengruppe «Wirtschaftslage» (Gottfried Bombach, Henner Kleinewefers, Luc Weber): «Lage und Probleme der schweizerischen Wirtschaft 1978/79», Bern 1978. – ¹¹ Paul R. Jolles: «Die Verbindung der schweizerischen Wirtschaft mit der Aussenwelt», Vortrag vor der Oekonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, 11. Januar 1977.